



Wiederdeutsches Heimatblatt



Nr. 82

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimabund an Elb- und Wesermündung, e. V.

Oktober 1956

Stehen bald keine „Reusen“ mehr am Prielrand?

„Nur noch wenige Jahre und in der weiten Wattenlandschaft wird man das seltsame Gefährt ‚Wattenhunde und Schlitten‘ nicht mehr sehen“, prophezeit Fischer John am Wremertief. Ja, er glaubt sogar, daß schon im nächsten Jahr nur noch zwei oder drei „Lütfischer“ zu den Fangkörben hinausfahren werden an der Wurster Küste. „Es lohnt sich nicht mehr“, sagt er, der alljährlich über hundert Fangkörbe in die Priele stellt; und er kann es auch beweisen: Nur wenige Liter Granat brachte er in diesem Sommer an schlechten Fangtagen heim. Fünf Wattenfischer gibt es heute noch am Wurster Deich, vor dreißig Jahren zählte man dort rund 20.

In dem bunten Blätterwerk, das der Wind zwischen den Pfeilern der Wremer Kirchhofsmauer zusammengeweht hat, lärmten ein paar Spatzen, stießen laut schimpfend in die windschiefe Gasse des Kirchendaches. Ein kräftiger Nordwest fegte über die offene Straße, die zum Deich führt. Bald stehe ich auf dem „gülden Ring“ des Landes Wursten, diesem mächtigen, hohen Damm gegen den blauen Hans, der die Kraft der schweren Seen bricht, wenn sie zuweilen im Frühling und Herbst mit fliegender Gischt herandonnern. Ich wandere nach Norden, den kleinen Fischerdörfern zu, die hinter dem alten Damm liegen, dort, wo das Land am weitesten ins Meer hinausragt.

„Moin, na, dor sünd Se jo“, begrüßt mich der Fischer lachend, gibt mir die Hand und bittet mich, bevor wir mit den Hunden ins Watt hinausfahren, auf einen „Schluck Kaffee“ hineinzukommen. In der Dönz der kleinen Strohdachkate ist es urgemütlich. „De Koffi ut de olen holländschen Tassen“, verrät mir der Fischer — er hat sie während seiner Fahrzeit als Leichtmatrose einmal aus Amsterdam mitgebracht — „smeckt noch mal so good“. Und wie er gut schmeckt!

Eine halbe Stunde später stehen wir auf dem Hof, der voll alter und neuer Reusen steht, auf dem es nach Teer und Netzwerk riecht. Die Hunde werden angeschnitten, springen bellend und ungeduldig auf und ab und warten auf das langgezogene „Höö — denn man to!“

Kaum bis zur Küste reicht der Blick vom Deich, so undurchdringlich ist der Morgennebel heute. Trotz dieser dichten Nebelwand rüstete der Fischer zum Fang. „Wissen Sie“, meint er, „das mit dem Nebel ist gar nicht so schlimm, da komme ich schon durch.“ Er beugt sich zu seinem schwarzen Leihund Harras nieder und streichelt sein Fell, „die Hunde, müssen Sie wissen, sind nämlich mein zuverlässigster Kompaß, sie finden sicher den Weg.“ Der Fischer hat seine langen Gummistiefel am Ufer

angezogen und schnürt seine Hunde vor den Schlitten. Dieser Schlitten ist ein einfaches, recht seltsam aussehendes, aber ebenso praktisches Fahrzeug. Auf einem vorn, etwa 150 Zentimeter langen abgerundeten Brett, das nicht ganz 50 Zentimeter breit ist, sind hinten, rechts und links etwa 25 Zentimeter hohe Wände an der Seite befestigt. Ein überstehender Teil des unteren Brettes dient dem Fischer als Stand, eine obere Stütze zum Auflegen der Hände. Das Gefährt gleitet leicht und ohne Kufen über den Schlack.

Mit dem aufmunternden „Höö — denn man to!“ geht es los. Trotz des ungestümen Vorwärtsdrängens der Hunde läßt der Fischer langsam anfahren. Schnell gleitet das Fahrzeug über die dunkelgrauen Watten, quer durch einen leeren Hauptpriel, aus dem das letzte Wasser sprudelnd meerwärts strömt. Immer dichter werden die Nebelwände. Obwohl das Watt sechs Stunden überflutet war, ist der ausgefahrene Pfad, der zu den Fangkörben führt, gut zu erkennen. „Nur in stockdunklen Nächten ist das erheblich schwieriger“, erzählt der Fischer, „aber es nützt nichts, wenn die Ebbe da ist, müssen wir hinaus, auch wenn es finsterste Nacht ist. Aber wie ich schon sagte, verlasse ich mich zu dieser Zeit auf den Spürsinn meiner Hunde.“ Den Kopf tief nach unten gebeugt, schwer in den ledernen Seilen liegend, drängen die Tiere eifrig voran.

Während wir schon eine beträchtliche Zeit unterwegs sind, scheint Leben in die dichten Nebelbänke zu kommen; die Schwaden beginnen zu tanzen. Plötzlich ist ein himmelblauer Streifen zu sehen, der Wind lebt merklich auf und hinter uns taucht bald das Grün des Deiches und der dahinterliegende hohe schlanke Turm der alten Wremer Kirche auf. Die Sonne lacht über dem herbstlichen Watt und kilometerweit reicht der Blick über die Ebene dieser eigenartigen Landschaft.

Dicht vor uns sehen wir die trichterförmigen

Körbe; in langen Reihen stehen sie an einem Prielrand, nahe der offenen See. Zu dreien, ja oftmals vier, fünf Reihen hintereinander liegen acht bis zehn Körbe. Das ganze Fanggerät besteht aus zwei Teilen, dem großen trichterförmigen Auffangkorb, den man als „Reuse“ bezeichnet und daran gliedert sich, ebenfalls aus Weidenruten geflochten, die sogenannte Hövke. An Pfählen, die tief im Wattenboden eingerammt sind, hat das Fanggerät seinen Halt. Die Hövke ist dort, wo sie mit dem Auffangkorb (Reuse) zusammenstößt, eng und erweitert sich nach hinten, so daß die Krabben nicht leicht wieder aus der Hövke zurückschwimmen können. Am Ende schließt ein Holzpfropfen das Ganze. Nur der Ebbstrom bringt den Fangsegen. Wir fahren von Korb zu Korb. Jedesmal trennt der Fischer die Hövke vom Fangkorb, nimmt den Holzpfropfen am Ende ab und die graue zappelnde Masse gleitet in den großen Kasten, der auf dem Schlitten steht. Nach einer knappen Viertelstunde bis 20 Minuten sind alle Körbe geleert, sorgfältig nachgesehen und wieder festgesteckt. Ein neuer Fangtag bringt hoffentlich mehr Garnelen, denn der Fischer ist sehr unzufrieden mit seinem Fang und schiebt die Schuld der „großen Konkurrenz“ zu: den Kutterfischern. „De fischd mi soveel for de Näs rüm (in der Nähe seiner Körbe), un denn, so meen ick, schall dat wohl nix bringen. Mien Großvadder, de kun, wenn he grode Tieden harr, faken gor nich allens mitkriegen. Tschä, so ännern sick de Tieden“, endet die Erklärung meines Freundes mit einem tiefen Seufzer. Aber hell und frisch hallt sein: „Höö — denn man to!“ über das Watt. Ein paar Sturmmöwen segeln über uns und schreien grell, schwingen sich hoch in die Luft und fliegen dem Deich zu.

Wir fahren zurück. Die kleinen Wasserlachen im Watt glitzern im Sonnenschein, ab und zu stiebt das Schlickwasser vor dem Schlitten gurgelnd und leise zischend zur Seite. Windstill ist es, recht warm scheint die Herbstsonne über die Wattenweite. Als wir den kleinen rotsteingepflasterten Hof wieder erreichen, hat die Frau des Fischers den großen Kochkessel vorbereitet, es sprudelt und dampft, und erst dann, wenn die Garnelen gesiebt worden sind, wandern die großen in einen Kochkessel. Wir sitzen noch einen Augenblick in



An den Prielrändern, oft auch in den reißenden Prieeln selbst, stehen die Reusen. Wenn durch Sturmfluten Hövken oder Auffangkörbe zerschlagen worden sind, bringt der Fischer mit seinem Schlitten sofort neue heraus.

der Döns und klönen mit dem Wattenfischer. Nach einer geraumen Zeit kommt seine Frau mit einem strahlenden Gesicht zur Tür herein und stellt eine Schüssel frischgekochter Granat auf den Tisch. Der Duft der rotbraunen Garnelen zieht verführerisch in die Nase und während wir es uns gut schmecken lassen, hat sich unser Fischer in den „Sonntagsstaat“ geworfen, die Pfeife angezündet, seine beiden Hunde vor einen blitzsauberen Handwagen geschirrt und mit zwei Körben dicker Granat geht es über Land. Wie überall, schallt an der Nordseeküste der bekannte Ruf durch die Dörfer: „G'nat, G'nat, frische G'nat.“

Es ist nach Weihnachten. Ein grauer Tag. Krähen rudern mit tragem Flügelschlag über die Marsch, die Dörfer und die weit verstreut liegenden Bauernhöfe sind fast ganz im Dunstschleier verschwunden. Der Weg neben dem Deich ist arg zerfahren und über und über mit Wasserlachen bedeckt. Es beginnt zu schneien, der schmale Pfad auf dem Damm ist rutschig und glitschig, sagen die Einheimischen, „seh di vör“, warnt man freundlich und ich bin wirklich froh, als ich die Tür zur Döns des Fischers öffnen kann. Er hat mich eingeladen, ich soll einmal dabei sein, wenn er die Körbe für die neue Fangsaison anfertigt.

Es ist mollig warm in dem kleinen Raum unter der Wiep, in dem der Fischer sitzt, erfüllt von Tabakrauch, vermischt mit dem eigenartigen Geruch des Weidenholzes. Wohin man sieht, Weidenzweige, an der Fensterseite zu Bündeln aufgeschichtet. „Werden alle noch verarbeitet“, meint er und deutet mit der Hand in den Raum nebenan. In dem anderen Zimmer stehen die fertigen, zwölf Stück Auffangkörbe und Hövken. Ich sitze den ganzen Nachmittag bei ihm und schaue zu, wie seine schnellen, geschickten Finger die widerspenstigen

Zweige zu Körben biegen. Das Holz, so erklärt mein Freund, bezieht er von der Geeste. Früher besaß er sogar eine eigene Weidenkolonie an einem Grenzgraben. Im Herbst begann dann schon früh das „Köppen“. Etwa zweitausend bis dreitausend Pfund Weidenruten benötigt man, um damit 80 Reusen und Hövken herzustellen. Die Fangkörbe bleiben gewöhnlich ein, manchmal auch zwei Jahre an den Prielrändern stehen.

Am Abend sitzen wir in der Küche um den kleinen Tisch. Auf dem Herd in der großen Bratpfanne „prusteln und prüheln“ die Spiegeleier, eine dicke Mettwurst liegt auf dem weißgeschauerten Tisch und just in dem Augenblick, als der Fischer Schnitten vom Brotlaib schneiden will — verlöscht das elektrische Licht. „Ha“, lacht er, „nu is et ut, Mudder, hol de Petroleumlamp.“ Als der Docht in der alten Lampe aufflammt und in ihrem Schein die Schatten spielen, strahlt der kleine Raum noch einmal soviel Gemütlichkeit aus. Der Fischer erzählt — und die Spiegeleier schmecken uns so gut — über Watt, Fischfang, über das Leben am Deich, über die guten, alten Zeiten, und von jenen Tagen, als er sich das kleine Haus erwarb, „allens tohop bolkt mit ‚G'nat‘“, fügt er hinzu, „is manigmal nich licht wesen, avers wenn man sick wat anschaffen will, denn mut man helsch sparsam wesen, wi hebbt dat to schafft, ok wenn de Rösen man bloß half so full wörn denn Sommer.“ Die Stunden fliegen dahin, längst haben wir das Abendbrot vergessen und die Tassen mit den Groggläsern getauscht.

Es ist schon spät, als ich über den Deich nach Hause gehe, der Südwind treibt mir feine Schneeflocken ins Gesicht, vom Dorf her flackert ein Licht durch die Winternacht.

Eigenartiger Grenzverlauf - Büttel und die Drepte

Etwa 0,75 km östlich Büttel liegt der kleine Ort Schwingenburg. Der Platz, auf dem es liegt, ist erhöht, als wäre es eine Wurt oder ein Burgplatz. Der Ort hat seinen Namen von der Drepte, die vor Jahrhunderten in Windungen vorbeifloß und daher Schwinge genannt wurde. Wenn Karl der Große Anfang des 9. Jahrhunderts an unseren Flüssen Burgen baute zum Schutz gegen die Normannen, so mag er auch einen festen Platz an der Drepte angelegt haben. Am Ende des 16. Jahrhunderts wurde der Platz unter den Freiländereien angeführt. Das ist die einzige zuverlässige Nachricht darüber, daß hier wohl in alter Zeit eine Burg gewesen sein mag. Ein benachbarter Flurteil heißt Pferdehamm. Der Name möchte auf Ritter hinweisen. Kein Wall und Graben deutet heute noch auf eine Wasserburg hin. Bei Ortsangaben heißt es heute noch „auf der Schwingenburg“. Aber es heißt auch „auf dem Pollen“, „auf Oldendorf“, sogar „auf Bremerhaven“. Bei Bezeichnung einer Dorfanlage heißt es „in“. Ich wohne in Stotel, in Lehe. Wenn es „auf“ heißt, so war ursprünglich zumeist nur eine Wohnstelle da. Schwingenburg hat seit langer Zeit fünf Wohnplätze.

Die Drepte, in alter Zeit zum großen Teil die Lebensader Landwürdens, durch die es auch seinen Namen erhielt, indem die vielen Wurtten durch sie und an ihr entstanden, wandte sich von Schwingenburg an nach Westen, dahin, wo jetzt der Bütteler Bahnhof ist. Westlich von Schwingenburg tritt ihr altes Bett mit den Deichen noch stark hervor. Westlich vom Bahnhof und nördlich der Landstraße ist es wieder noch deutlich erhalten. Eben vor dem Ort geht es durch den Raum der Landstraße. Nordwestlich der Molkerei und nördlich der Landstraße erkennt man es gut, sieht auch den Deich. Am Panzenberg — das ist der westlichste Wohnplatz von Stiftisch-Büttel — und bei Kniepe hat der Fluß verschiedene Betten gehabt, wie im Gelände zu sehen und an der Grenzführung zu erkennen ist. Zwischen ihnen lag als Insel das „Bauerngut“, das bis auf den heutigen Tag nicht Privateigentum geworden ist, eben wohl wegen solcher Lage. Von Kniepe ging die Drepte weiter an Kreuzhelmer vorbei, das durch sie ihren Namen und ihre Gründung hat als Schiffsplatz, nach Maihausen. Auch das ist deutlich an der Flureinteilung zu sehen. Westlich Schwingenburg ist die jetzige Straße quer durch eine Weide gelegt. Hier war also in alter Zeit kein Weg.

In Büttel ging die Hauptrichtung der Drepte von Osten nach Westen. An der Südseite war der Weg. Deshalb ist die Straße im ganzen Gebiet oldenburgisch. Der Fluß wich aber an vier Stellen nach Norden aus, machte einen Bogen, eine Schleife. Die Wohnstellen in diesen Schleifen sind oldenburgisch, denn die Drepte bildete die Grenze zwischen dem Erzstift (Erzbistum) Bremen und Landwürden. An der Südseite der Straße ist deshalb alles oldenburgisch. An der Nordseite

wechseln vier oldenburgische Wohngebiete mit fünf preußischen (stiftischen) ab. Denn der Weg wurde später begründet. Landwürden war oldenburgisch. Ein seltsamer Grenzverlauf! Und das in der ebenen Marsch. Kniepe einbegriffen, wechselt hier zehnmal die Grenze.

Noch seltsamer ist folgendes. Die Grenze ist hier zwischen dem oldenburgischen Landwürden und dem preußischen (stiftischen) Osterstade. Es liegt doch Landwürden nördlich von Osterstade. Hier aber ist es umgekehrt, das preußische Büttel liegt nördlich von dem oldenburgischen, soweit nicht die Teile abwechseln.

Wie ist denn das nur? Es ist in alten Zeiten hier am Nordufer der Drepte ein Viereck mit einhalb Kilometer langen Seiten in geraden Linien aus dem jetzigen Landwürden herausgeschnitten und steht nur auf einer Strecke von 100 Metern mit dem großen preußischen Gebiet im Osten am Landweg in Verbindung. Nach der Flureinteilung muß man annehmen, daß die Abtrennung geschah, ehe die Marsch in Hämme eingeteilt wurde. Auch die Wohngebiete an der Drepte wurden einbezogen. Wollte jemand durch dieses Gebiet sich den Zugang zur Drepte sichern? Vielleicht der Gutsbesitzer von Holte? Die Grenze

von zweieinhalb Quadratkilometern isoliert, das nur mit einem 300 m breiten Streifen mit dem Hauptteil von Landwürden zusammenhängt, bei Kniepe. Dies abgeschnittene Würder-Stück hat im Südosten ein Anhängsel von einem Quadratkilometer, das oldenburgische Reepenland. Es ist erst im 16. Jahrhundert von Neuenlande aus, dem es sehr bequem lag, in Kultur genommen und erst 1590 zu Lehen ausgegeben worden an die bisherigen Inhaber.

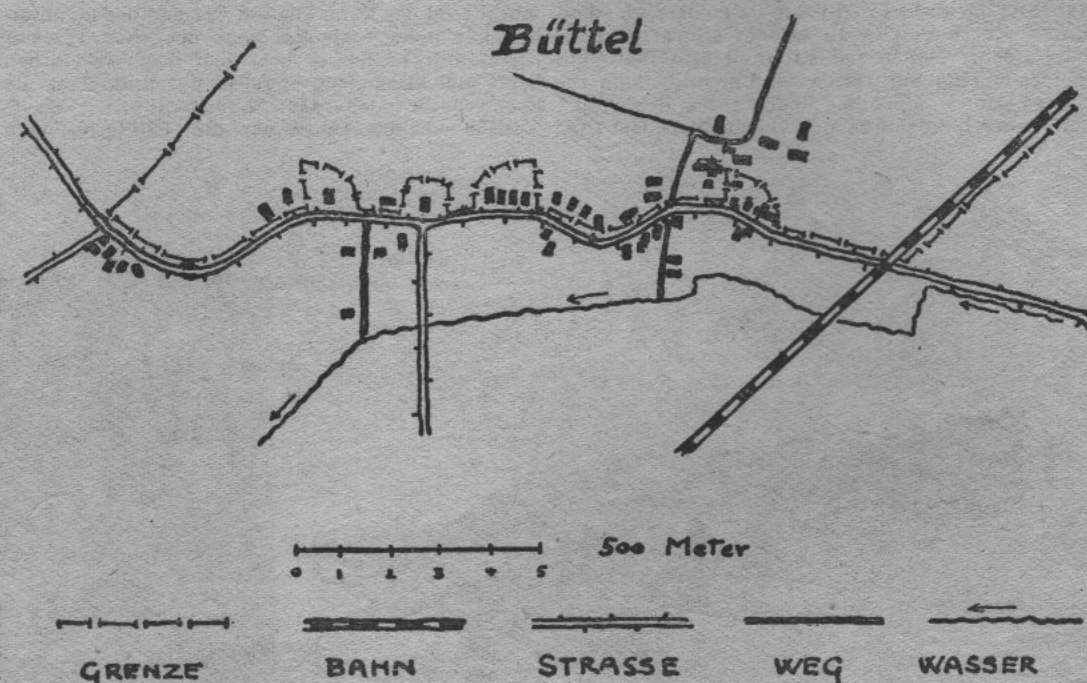
Büttel hat ein Kirchlein. Die Kirchengemeinde muß erst im 15. Jahrhundert gegründet worden sein. Man muß sich wundern, daß das damals ganz kleine Büttel eine eigene Gemeinde wurde, wo es doch nach Dedesdorf gewiß nicht weit war. Es muß damals nur Stiftisch-Büttel vorhanden gewesen sein. Schwingenburg, Schwingenfeld und Schaaf wurden mit hineingenommen. Sie waren oldenburgisch. Alle übrigen Würder Wohnstellen waren noch nicht da.

1546 wurde Eljewarden ausgedeicht, ging also zugrunde. Viele Einwohner müssen sich in dem heutigen Büttel niedergelassen haben, auf dem Würder-Gebiet. So entstand das oldenburgische Büttel. Sie wurden nicht in die Kirchengemeinde aufgenommen. Die bisherigen Bewohner fürchteten vielleicht, daß ihr Gotteshaus zu klein wurde. Auch der 750 Meter weiter südlich gelegene Ort Neuenlande entstand wohl erst um diese Zeit. Auch seine Einwohner, obwohl der Ort stiftisch war, wurden nicht in die Kirche zu Büttel aufgenommen. Die ersten Siedler Neuenlandes sollen auch aus Eljewarden gekommen sein, aus Eljewarden am Lake. Der Ort lag am Lake, am Loch, an der Bucht. Sie gehörten also kirchlich nach Dedesdorf. — Eljewarden lag übrigens auch an einer Prielmündung. Der Priel gab den Hafen und war auch besonders günstig für den Fischfang. Crennesse lag an der Mündung der Pickbalge. — Ramsauer mag recht haben, daß Pollen eine kleine, aber hohe Wurt bezeichnete. Dann lag aber die Siedlung Pollen 500 Meter westlich Kniepe am Fresenweg und war eher da als die Wohnstelle im Eljewarder Feld und die Indieker Wohnstellen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde auch in Büttel eine Wurt abgetragen, und es wurden an dem Platz drei Wohnstellen gegründet. Das war auf preußischem Gebiet nordwestlich der Molkerei. Daß aber in älterer Zeit schon Wurtten abgetragen wurden, ist schlecht anzunehmen. — Auch die weit von Dedesdorf entfernten später gegründeten würdischen Wohnstellen im Südosten, Breitehelmer und Reitmoor, wurden nicht in die Bütteler Kirche aufgenommen. Später hat Büttel aber allerhand preußische Stellen, im Südosten gelegen, eingepfarrt.

Stiftisch- und Würdisch-Büttel gaben sich 1649 eine gemeinsame Dorf- und Feldordnung, eine Bauernwillkür. Wer übertrat, mußte ein Faß Bier stiften. Da gar zu leicht Übertretungen erfunden wurden, damit man zu Bier kam, wurde sie später vom Staat für ungültig erklärt. Aber ihr genauer Wortlaut ist noch erhalten.

Auch die Schule war immer gemeinsam. Sie war und ist preußisch.

Es wäre heute ein leichtes für jede Schule, eine Wandkarte der Heimatflur herzustellen, zumal es neuerdings topographische Karten im Maßstab 1:5000 gibt. Die Vergrößerung läßt sich leicht und



Landwürdens ist im Süden größtenteils der alte Fernverkehrsweg von Crennesse her, der 500 Meter südlich Büttel verläuft. Durch die Herausnahme des eben genannten Gebietes von einhalb Quadratkilometer ist im Süden ein Stück

schnell machen. Aus der Kenntnis der Heimat muß die Heimatliebe erwachsen. Heimatsinn und Familiensinn brauchen beste Pflege.

Sehenswert ist in Büttel nicht nur das kleine Kirchlein, das leider von außen durch Ausbesse-

Fünfzig Jahre Niedersächsischer Heimatbund

Schon vor der Jahrhundertwende gab es bei uns in Niedersachsen Heimatvereine. Es sei nur an den Stader Geschichts- und Heimatverein erinnert, der in diesen Tagen seinen 100. Geburtstag feiert, an die Männer vom Morgenstern, die sich zur 75-Jahr-Feier rüsten, oder an den Hamelner Museumsverein. Recht eigentlich schlug der Heimatgedanke nach 1900 Wurzel. 1901 wurde der Heimatbund Niedersachsen in der Stadt Hannover gegründet, ihm folgte 1904 der Verein für Niedersächsisches Volkstum in Bremen. In der Folge fließt der Strom breiter. Heute zählen wir in unserem Lande weit über 100 Heimatvereine, größere und kleinere, alle mit dem einen Ziel, ihrer Heimat zu dienen.

Recht bald erkannte man, daß ein Zusammenschluß aller anzustreben sei, einmal um nach außen hin die Bedeutung der Arbeit zu unterstreichen, zum anderen aber auch, um durch engere Zusammenarbeit die Arbeit zu befruchten. Von Hannover aus wurde zu einer Vereinigung aufgerufen. Der dafür gewählte Name „Niedersächsischer Ausschuss für Heimatschutz“ war wenig glücklich gewählt und wurde dem wirklichen Zwecke nicht gerecht. Die ganzen Verhältnisse drängten auf eine innigere Verbindung, dafür war der Name „Niedersächsischer Heimatschutz“ schon besser. Als dann vor etwa 25 Jahren der Deutsche Heimatbund das ganze Vereinswesen im Reiche neu organisierte, legte er den Landesvereinen nahe, durch ihren Namen die Zugehörigkeit zum Deutschen Bunde nunmehr auch in ihrem Namen erkennen zu lassen. So entstand neben dem Badischen, Schwäbischen, Rheinischen, Westfälischen usw. auch der Niedersächsische Heimatbund. Er stellt die Spitzenvertretung aller an der Heimatarbeit beteiligten Vereine, Verbände und Behörden im Lande Niedersachsen dar. Zur Zeit zählt er 300 körperschaftliche Mitglieder: Vereine, Kreise, Städte usw.

Der Niedersächsische Heimatbund stellt eine Arbeitsgemeinschaft dar. Er redet jedoch keinem Mitglied in die Arbeit hinein, kann es auch gar nicht, weil sie örtlich ganz verschieden ist, bedingt durch die Zahl und Neigung der Mitarbeiter und die Verhältnisse des Gebietes, das zu betreuen ist. Wohl aber gibt der Heimatbund Anregung zu notwendiger Arbeit und versucht durch Winke zu helfen. Mittel dazu sind die Rundschreiben des Vorstandes und die Bundeszeitschrift „Niedersachsen“. Ein Zeitungsdienst unterstützt diese Bestrebungen,

wie auch auf eine Zusammenarbeit mit der Presse allergrößter Wert gelegt wird. Gerade die Kreiszeitungen zeigen sich solchen Bemühungen gegenüber sehr aufgeschlossen.

Alljährlich im Herbst ruft der Niedersächsische Heimatbund seine Mitglieder und Freunde zum Niedersachsensentag, der immer unter einem großen Leitgedanken steht. Der diesjährige, „Der Tag der niedersächsischen Landesgeschichte“, findet im 1000jährigen Lüneburg statt. Durch den Wechsel des Tagungsortes soll den Besuchern Gelegenheit gegeben werden, Land und Leute kennenzulernen. Neben diesen großen Tagungen finden noch sogenannte Bezirkstagungen statt, die in die einzelnen Landschaften gelegt werden, so nach Ostfriesland,

Jedderfen Wierde

Wanderer, wenn Du die Stätte der Chauken besichtigst,
wo sie gelebt auf der spärlichen Fläche der Wurt,
achte die Kraft und den Fleiß dieses zähen Geschlechtes —
ständig bedroht von den wechselnden Wogen des Meers.

Hügel, aus Dünger und glättender Erde gestampft,
boten den Platz für die maßvoll errichteten Häuser,
sicher gefügt aus den eichenen Stämmen der Geest -
Obdach gewährend den Menschen und nützlichen Tieren.

Deutlich sind noch zu erkennen fünf Siedlungsschichten,
wegen des steigenden Wassers allmählich erhöht,
bis die Bewohner im Kampfe doch schließlich verzagten —
trotz allen Fleißes entbehrte die Arbeit des Lohns.

Ob die vernichtende Flut einst die Menschen vertrieb,
oder ein mächtiger Drang in die Ferne sie lockte,
kündet dem Forscher kein Zeichen im fündigen Grund.

Zweifel umgeben die Zeugen des ersten Jahrtausends —
Ehrfürchtig kannst Du nur ahnen dies dunkle Geschick.

Adolf Jakobi

ins Emsland, auf das Eichsfeld, an die Niederelbe usw. Namhafte Redner behandeln hier Fragen, die aus der jeweiligen Landschaft gestellt werden und immer, da sie große Gesichtspunkte herauskehren, als willkommene Ausrichtung empfunden wurden. Die Landesstelle für Heimatdienst in Niedersachsen bedient sich gern der Organisation des Heimatbundes und tritt dabei als Mitveranstalterin auf.

Ein Hauptgewicht in seinen Bestrebungen legt der Niedersächsische Heimatbund auf die Gewinnung der Jugend. Zu diesem Zwecke veranstaltet er ebenfalls wechselnd in den einzelnen Landschaften Jugendlehrgänge. In einer dafür geeigneten Jugendherberge werden 50 bis 60 Jugendliche beiderlei Geschlechts für eine Woche vereinigt, um in Vorträgen, Wechselgesprächen, Freizeitgestaltungen miteinander den Weg zur Heimat zu suchen. Übrigens bürgerte es sich seit einer Reihe von Jahren ein, daß die Städte, die den Niedersachsensentag beherbergen, etwa 100 Jugendliche einladen, sie in Jugendherbergen bewirten und so eine Teilnahme an den Verhandlungen des Niedersachsensentages ermöglichen. Man kann schon heute sagen, daß sich dieses Ringen um den Nachwuchs lohnt.

Es ist also eine große Arbeit, die der Niedersächsische Heimatbund leistet und die sich zum großen Teile in der Stille vollzieht, ohne daß in der Öffentlichkeit viel Aufhebens davon gemacht wird. Der Niedersächsische Heimatbund sieht auch davon ab, das 50jährige Bestehen durch eine große Feier zu begehen. Lediglich in einer Beiratssitzung in Hannover wurde des Tages gedacht. In einer Schrift „50 Jahre Niedersächsischer Heimatbund“, die Diedrich Steilen in Bremen verfaßte und die als Heft 52 in der Schriftenreihe des Heimatbundes erscheint, wird ein Überblick über das Werden und Wachsen des Heimatgedankens in Niedersachsen allgemein und in den einzelnen Landschaften im besonderen gegeben. Angefügt ist eine Zeittafel und ein Verzeichnis aller Heimatvereine, Heimatmuseen, Archive, Bibliotheken im Lande Niedersachsen durch Jahrbücher und Zeitschriften, Heimatkalender, Heimatbeilagen und Tageszeitungen, Dichtergesellschaften, Niederdeutschen Bühnen sowie der Natur- und Landschaftsschutzgebiete. Namentlich genannt sind die Kreisheimatpfleger, Naturschutzbeauftragten, Pfleger für Bdenfunde und Archivpfleger in jedem Kreis Niedersachsens.

Diedrich Steilen

rungen ein schlechteres Gesicht bekommen hat, sondern auch die Deckplatte des Kellergrabes von Hacke Betken, der 1648 auf dem Lesumer Felde von drei Männern überfallen und hingemordet wurde, als er vom Herbstviehmarkt kam. Er rief die Vögel zu Zeugen gegen die Mörder an. Der Grabstein gibt Bericht von diesem Geschehen. Der Kirchhof ist noch Friedhof in Büttel.

Es sei nachgefügt, daß früher die Einwohner von Neuenlande wohl auch in die nahe Bütteler Kirche gingen und vom Bütteler Geistlichen kirchliche Handlungen in ihrer Familie vollziehen ließen. Sie mußten aber, um nach Büttel zu kommen, den weiten Umweg über Kniepe machen oder den Fußweg durch die Weiden nehmen. Andere Verbindung bestand nicht. Der Fußweg ging erst am Ende des vorigen Jahrhunderts ein.

Wir richten den Blick in die Vergangenheit, vor allem aber in die Gegenwart und Zukunft.

Heute ist Büttel der Zentralpunkt der Milchverarbeitung von Osterstade-Landwürden. In Büttel ist die Molkerei.

Wenn Dörfer aufgelockert werden sollen, dann kommt auch das kleine Büttel noch in Frage. Dann muß vielleicht ein Bauernhof verlegt werden und Hofwege müssen geschaffen werden. Wenn der deutsche Bauer auf dem Weltmarkt gleichkommen soll, muß er mit wenig Arbeit viel leisten. Dann braucht er einen geschlossenen Hof. Die dafür erforderliche Verkoppelung ist in der Marsch besonders schwer durchzuführen. Als weitere Schwierigkeit kommt hinzu, daß die Marsch sehr überfremdet ist, daß viel Land Auswärtigen, Ausmärkern, gehört.

Heute sind in Büttel mehrere Pachtbetriebe! Wegen der Streulage sind sie besonders mit Wegen belastet und können ganz schlecht Maschinen einsetzen.

Vor allem muß aber wieder Ordnung einziehen, wie sie vor dem ersten Weltkrieg war, daß es Beständigkeit gibt, daß der Bauernhof wieder fähig wird, eine ordentliche Familie zu tragen. Ordentliches Höferecht, Schutz der Familie und Schutz vor Verschuldung bei ordentlicher Lebens- und Geschäftsführung sind Grundbedingung.

H. Oetjen, Bremerhaven

Dom „Hänsen“ im Lande Wursten

Im 11. Jahrgang der Jahresberichte des Heimatbundes der Männer vom Morgenstern behandelt Pastor Wendebourg den Brauch des „Hänsens“ im Lande Wursten. Nach alter Sitte wurden diejenigen Mitglieder der Bauernschaft, die zum ersten Male bei einer Beerdigung als Träger tätig wurden, feierlich in das „ehrbare Trägergelaug“ der Junggesellen aufgenommen. Das geschah in Formen, die stark an die Aufnahmebräuche („Deposition“) bei den Gilden und weiterhin den studentischen Verbindungen erinnern. Bräuche, wie sie sich bis heute als fester Bestandteil auch der Aquatortaufer erhalten haben, bei der ja gleichfalls ein Neuling — sogar mit neuem Namen — in die Zunft der weitgereisten Leute aufgenommen wird. In allen diesen Fällen muß sich der Lehrling allerlei rohe Späße gefallen lassen.

Da ähnliche Bräuche einst auch bei der Hanse üblich waren, lag es nahe, die Bezeichnung „Hänsen“ mit der Hanse in Verbindung zu bringen, und so hat denn auch Pastor Wendebourg das Wort unter Vorbehalt gedeutet. Die heimischen Schriftsteller haben sich Wendebourgs Auffassung unbedenklich angeschlossen, sich damit allerdings in Gegensatz gesetzt zu einem unserer bekanntesten etymologischen Wörterbücher, dem „Kluge“, der

das offensichtlich gleichbedeutende Wort „hänseln“ von dem Worte „Hanse“ trennen will, es in eine Reihe mit „Hansnarr“ und „Hanswurst“ stellt und als „jemanden zum Hans, d. h. zum Narren haben“ erklärt.

Beide Deutungen müssen bedenklich erscheinen. Der Brauch des Hänselns war, wie wir sehen, Gemeingut aller Gilden, beschränkte sich also nicht auf die Hanse. Daß das Wort „Hans“ aber einst allgemein soviel wie Narr bedeutet hat, läßt sich aus den Wörtern „Hansnarr“ und „Hanswurst“ allein doch nicht entnehmen.

Hier soll nun ein anderer Vorschlag zur Lösung der Frage gemacht werden. Unterzieht man die mit der Aufnahme in eine Gilde verbundenen Bräuche einer näheren Betrachtung, so kann man feststellen, daß sie sich zum guten Teil kaum von den Strafen unterscheiden, durch die einem Menschen, der nicht gutgetan hat, das Böse gleichsam ausgetrieben wurde. So setzte es etwa eine kräftige Ohrfeige. Zum anderen laufen die Bräuche auf ein „Schleifen“ oder „Hobeln“ hinaus. Noch im letzten Jahrhundert war das Hobeln in einigen thüringischen Dörfern üblich, und bei den Buchdruckern wurde der Bursch wie ein staubiges Stück Holz mit einem Besen abgefegt. Es kam auch vor, daß dem Neuling sinnbildlich die Hörner, die er sich noch nicht abgelaufen hatte, abgeschlagen wurden. Diesen Sitten entspricht ihre Bezeichnung. Man nannte sie „Schleifen“ oder „Hobeln“. Vergleicht man nun mit diesen Wörtern den alten Ausdruck Heinzelnbank oder Hänselbank = Hobelbank und das oberdeutsche Zeitwort „hänzeln“, d. h. mit den Händen bearbeiten, so scheint uns die Annahme nicht allzu gewagt, daß auch das Wort hänseln ursprünglich einmal nichts anderes als „hobeln“ bedeutet hat. Es ist nicht nötig, daß der Ausdruck hierzu-lande auch sonst üblich war. Er mag mit der Sache von einer Gegend zur anderen gewandert sein und dann bei uns, in einer entlegenen Ecke an der Nordseeküste, sich bis in die jüngste Zeit als unverstandenes Wort erhalten haben.

Dr. Benno Eide Siebs

Vogelzug

Die Vogelbeeren leuchten in den Bäumen,
durch ihr Gezweig die Vogelscharen streuen.
Sie sind hier lustig zwitschernd noch zu Gast
und sammeln sich zu ihrer letzten Rast,
bevor sie auf geheimnisvolle Weise
ganz plötzlich gehen auf die große Reise.

Adolf Jakobi

Claus Oellerich zum 80. Geburtstag

Heimattforscher sind langlebig — das ist eine Tatsache, die wir Männer vom Morgenstern mit vielen Beispielen belegen können. Sie erklärt sich wohl aus einer gewissen Naturverbundenheit, die die Heimarbeit mit sich bringt, aber vielleicht mehr noch aus der seelischen Befriedigung und der geistigen Bereicherung, die sie dem beschert, der sich ihr verschrieben hat. Zwar verlangt die Heimattforschung ganz gewiß zähe, intensive Arbeit, aber sie reibt nicht auf wie die des Managers, weil sie zur Besinnung zwingt und zum Hórchen in die lebendige Natur, ins Volk, in die Zeugnisse der vergangenen Geschlechter in Kunst-, in Bau- und Schriftdenkmälern.

Ein solch beneidenswerter Heimattforscher, der das alles erfahren hat, ist unser Ehrenmitglied Claus Oellerich. Geboren am 10. Oktober 1876 als Sohn eines Dorfschmiedemeisters zu Isensee, also



ein Kind der Ostemarsch, lebt er schon fast fünfzig Jahre in Cuxhaven. Als junger Lehrer kam er 1899 — nach kurzer Amtstätigkeit in Warstade — zur Döser Schule; seit 1907 wirkte er ununterbrochen an der Knabenschule in der Abendrothstraße, bis er in den Ruhestand trat (Ostern 1934). Er ist ein typischer Vertreter jener Lehrerergeneration (die leider im Aussterben begriffen zu sein scheint), die ihre Kenntnisse und ihre Freizeit freudig in den Dienst der Volkskultur stellte. Während sich seine Kollegen — oft an führender Stelle — in Gesangsvereinen, in Turn- und Jugendvereinen betätigten, gründete Oellerich am 12. Januar 1904 einen „Verein für Natur- und Heimatkunde“ mit 25 Mitgliedern, der sich später „Heimatverein für das Amt Ritzebüttel“ nannte. Viele Jahre hat er als Vorsitzender diesen Verein geführt; an der Spitze stand er auch, als wir 1926 daran gingen, die in langen Jahren gesammelten „Altortümer“ des Vereins für dauernd der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Am 1. August 1926 konnten wir unser Heimatmuseum im Alten Hafenbahnhof feierlich eröffnen, und Oe. wurde sein erster Museumsleiter. Zwölf Jahre hat er das Museum durch alle Schwierigkeiten hindurchgesteuert, bis er es jüngeren Händen überließ. Als nach dem zweiten Weltkrieg die zusammengeschmolzene Mitgliederzahl, die Geldknappheit und der Mangel an Vortragsrednern dem Heimatverein nahelegten, seine Selbständigkeit aufzugeben und in den Morgensternbund überzutreten, sprach sich auch Oe. für die Auflösung des Vereins aus. Es beweist nicht nur seinen praktischen Blick, sondern auch seine Objektivität, daß er sein eigenes Werk opfern half, um das große Ganze — die Heimatbewegung — lebenskräftig zu erhalten.

Claus Oellerich ist ein Mann, der die Heimat in ihrer Totalität zu erfassen strebte. Sein Hauptinteresse galt zuerst der Natur unserer Heimat, erst allmählich kam er zu ihrer Geschichte und Volkskunde. Was er auch in den Kreis seiner Betrachtungen zog, sei es Vogelkunde, Insektenkunde, Mineralogie oder Wetterkunde, alles sah er von der Heimat aus. Am eingehendsten hat er sich mit der einheimischen Pflanzenwelt beschäftigt. Die Frucht dieser Arbeit war ein Pflanzenbestimmungsbuch, das er gemeinsam mit dem hiesigen Oberlehrer Dr. J. Hämmerle für den Schulgebrauch zusammenstellte; es erschien Ostern 1911 unter dem Titel: „Exkursionsflora für das Amt Ritzebüttel, Land Wursten, Land Hadeln, Ostermarsch, Land Kehdingen, Dobrock und Helgoland.“

Schon 1906 stieß Oe. zu den Männern vom Morgenstern. Durch ihre historischen Arbeiten, besonders die von Pastor Rüther und von Professor Hindrichson, angeregt, begann er bald mit seinen Studien zur Geschichte des hiesigen Schulwesens. Weil sie aber infolge Krieg und Inflation und später wegen der Museumsarbeit liegen blieben, erschien erst 1929 seine „Geschichte des Volksschulwesens im Amt Ritzebüttel“ und 1930 die „Geschichte des höheren Mädchenschulwesens in Cuxhaven.“ Neben zahlreichen Aufsätzen in der „Cuxhavener Zeitung“ über ortsgeschichtliche und rechtsgeschichtliche Themen erschien im Jahrbuch 27 der Männer vom Morgenstern ein sehr wertvoller Aufsatz über den „Königshof in Altenwalde“, den er entdeckt hatte. Nach seiner Pensionierung schrieb er eine kleine „Geschichte der Gemeinde Osten“ (1939), nachdem er 1936 eine „Bibliographie der Landes- und Heimatkunde über Cuxhaven und das Amt Ritzebüttel“ zusammengestellt hatte. — Auch nach dem großen Kriege hat er die Heimarbeit nicht niedergelegt. Wir sehen ihn noch häufig in unseren Versammlungen und mehrfach hat er uns Vorträge gehalten. Sein Interesse ist noch immer wach — erst kürzlich warf er in unsere Unterhaltung mit Dr. E. von Lehe über eine geplante Arbeit ein: „Kann die nicht schon bald erscheinen? Ich möchte sie gern noch kennenlernen!“ Im letzten Jahre aber überraschte er uns mit einem Büchlein „Sahlenburg“, worin er und sein Kollege W. Volkmer ihre Forschungsergebnisse über das einst führende Dorf des Amtes Ritzebüttel niedergelegt haben.

Nicht unerwähnt lassen dürfen wir seine segensreiche Tätigkeit auf dem Gebiet des Natur- und Landschaftsschutzes, die er als staatlicher Naturpfleger noch bis zum Jahre 1950 mit großer Liebe ausgeübt hat. Seitdem begnügt er sich mit der Hege und Pflege der Blumen und Weinstöcke seines Vorgartens, der oft schon im März eine märchenhafte Blütenpracht entfaltet; und augenblicklich sehe ich ihn im Geiste mit Körben unter den Obstbäumen seines Hausgartens wandeln, prüfend, welcher Baum zuerst abgeerntet werden muß. Sein Haus am Westerwischweg Nr. 26, das er sich vor bald 50 Jahren erbauen ließ, und sein Garten, das ist nun seine Heimat. Zwar hat der Krieg ihm seine treue Lebensgefährtin genommen, aber er lebt in der Familie seines jüngeren Sohnes; denn seine beiden Söhne sind gesund heimgekehrt. Beide sind in kaufmännischen Stellungen und haben wieder je zwei junge Söhne — wir hoffen, daß aus ihnen einmal wieder ein Heimattforscher hervorgeht, wie es der Großvater ist, und diese Anlage entwickeln und noch lange führen zu dürfen, das wünschen wir von Herzen unserem verehrten Jubilar.

W. Höpcke

Oktobermarkt - Herbstmarkt

Das erstmal seit seinem Bestehen wurde kürzlich der Osterholz-Scharmbecker Septembermarkt mit Herbstmarkt bezeichnet. Warum so? Bleiben wir doch bei Septembermarkt; denn die neue Benennung erregt doch überall Befremden, nicht nur in der hiesigen und ländlichen Bevölkerung, sondern auch bei den altbekannten Marktbeziehern.

Wenn die Stadt Osterholz-Scharmbeck um diese Jahreszeit bloß über einen Markt verfügte, könnte man sich vielleicht stillschweigend mit Septembermarkt = Herbstmarkt abfinden, obwohl er noch nie in den Herbst fiel. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde die damals bereits uralte „Kirmesse zu Scharmbeck drey Wochen vor Michaeli“ und 1772 am „Diensttage und Mittwoch in der derjenigen Woche gehalten, da Creutz-Erhöhung (14. September) einfällt.“

Mit dem ursprünglichen Kirmes- und Krammarkt — im Volksmund „Karkenmesmaak“ — wurde erst 1836 ein Pferde- und Füllmarkt und später noch dazu ein Schaf- und Schweinemarkt verbunden.

Der eigentliche Herbstmarkt — im Volksmund „Scharmbecker Harwsmaak“ — war, ist und bleibt der Oktobermarkt. Nach seiner Genehmigung am 3. Juni 1748 sollte er als Vieh- und Pferdemarkt „am Tage der Creutz-Erfindung (16. Oktober) und — falls dieser Tag ein Sonntag — am 17. Oktober“ stattfinden. Seit Einrichtung des zweiten Markttages im Jahre 1799 wurde er am 15. und 16. Oktober gehalten. Als 1824 Grambke im Staate Bremen einen Markt bekam, der zwei Tage vor den hiesigen Herbstmarkt gelegt wurde und sogar mit ihm zusammenfallen konnte, wurde er auf den 11. und 12. Oktober festgelegt. 1846 feierte man ausnahmsweise schon am 6. und 7. Oktober Herbstmarkt. Mit Rücksicht auf die vielen jüdischen Händler wurde er oft deshalb verschoben, weil er mit den jüdischen Festen der Gesetzesfreude (Versöhnungsfest, Laubhüttenfest und Schlußfest) zusammenfiel. Falls eines dieser Feste in Frage käme, sollte der Markt am Tage darauf beginnen. Als man in den achtziger Jahren strenger auf die Inne-

haltung der Sonntagsruhe achtete, verlegte man 1882 den Herbstmarkt vom Montag und Dienstag auf Dienstag und Mittwoch, damit der bisherige Vormarkt am Sonntag nicht mehr die sonntägliche Ruhe und die Feier des Gottesdienstes durch Viehtreiben störte. Heute liegt der Herbstmarkt mit Montag und Dienstag der zweiten vollen Oktoberwoche fest, während der Krammarkt bereits am Sonntag vorher beginnt. Danach war in diesem Jahre am 7., 8. und 9. großer Herbstmarkt.

Anfänglich galt der Herbstmarkt als reiner Viehmarkt. Der große Geldumsatz der Landwirte brachte es schon bald mit sich, daß der Verkauf an Krammarktwaren unerlässlich blieb. Daher genehmigte die Regierung trotz Einspruches der Scharmbecker Kaufleute, von 1796 ab mit dem Herbstviehmarkt zugleich einen Krammarkt zu verbinden. Und dabei ist es bis in unsere Tage geblieben.

Johann Segelken

Lebendige Heimarbeit

Die Hermann-Allmers-Gesellschaft lädt zu ihrer Jahrestagung am Sonntag, dem 4. November, nach Rechtenfleth ein. Dr. Keller von der Kunsthalle Bremen wird über „Die bildenden Künste im Blickfelde von Hermann Allmers“ sprechen, Dr. Kurd Schulz aus den Werken des Marchendichters vortragen. Musikalische Darbietungen umrahmen die Veranstaltung, bei der auch Gäste willkommen sind. Für Mitglieder und Gäste fährt ein Autobus um 14 Uhr vom Straßenbahnhof Lehe (weitere Haltestellen in der Stadt: 14.03 Uhr Amtsgericht Lehe, 14.05 Uhr Pauluskirche, 14.08 Uhr Leher Tor, 14.13 Uhr Handelskammer, 14.15 Uhr Hauptbahnhof, 14.17 Uhr Bucht-/Georgstraße, 14.22 Uhr Postamt Wulsdorf). Fahrpreis 2,75 DM. Anmeldungen an Fahrtenleiter Riedel, Weidestraße 2, Fernsprecher 790 83, bis zum 27. Oktober 1956.

J. D. Plate war Lehrer in Altenbruch! In Nr. 81 des „Niederdeutschen Heimatblattes“ (September 1956) findet sich ein Aufsatz von J. Langer, Beverstedt: Ein vergessener niederdeutscher Dichter — Johann Diedrich Plate. Es heißt dort im 3. Absatz: „Zuletzt war er Lehrer in Groden bei Cuxhaven. Dort hat er jahrzehntelang bis zu seinem Tode im Jahre 1902 gelebt.“ Diese Angaben bedürfen einer Berichtigung: Johann Diedrich Plate verwaltete von 1869 bis 1886 die Schulstelle in Westerende-Altenbruch. Er wurde zu Michaelis 1886 pensioniert und ist in Groden gestorben. Plate hat also an der gleichen Schule gewirkt, an der von 1790 bis 1798 der verdiente Heimattforscher Johann Scherder tätig war.

Hinrich Alpers, Altenbruch

Dom Büchertisch

Die Münzfunde zwischen Elb- und Wesermündung betitelt sich eine Arbeit unseres Mitgliedes Eberhard Hermann Werther, die in den „Hamburger Beiträgen zur Numismatik“ im III. Band, Heft 9/10, soeben erschienen ist. Dr. Werther hat den Morgensternern bereits im vergangenen Jahre von diesen seinen Forschungen berichtet. Sie liegen nun in wissenschaftlicher Form auf 56 Seiten vor. Drei übersichtliche Karten zeigen die Verteilung der mehr als 150 Funde von Münzen der Antike und Völkerwanderungszeit, des Mittelalters, der Neuzeit über das Gebiet zwischen Weser und Oste. Die Arbeit bietet in ihrem fleißig gesammelten und kritisch verwerteten Stoff eine Fülle von Anregungen mannigfacher Art. Sie wird sich schnell den verdienten Platz im heimatkundlichen wissenschaftlichen Schrifttum sichern.

P.

Ein Handbuch der niedersächsischen Heimarbeit unter dem Titel „50 Jahre Niedersächsischer Heimatbund“, verfaßt von Diedrich Steilen, herausgegeben vom Niedersächsischen Heimatbund und dem Niedersächsischen Amt für Landesplanung und Statistik, wird noch vor Weihnachten erscheinen. Auf 104 Seiten wird Herkunft und Entstehung der niedersächsischen Heimatbewegung und das Wirken des Niedersächsischen Heimatbundes in den 50 Jahren seines Bestehens geschildert. Verzeichnisse und Anschriftenlisten von Heimatvereinen und -museen machen das Buch zu einem wertvollen und ungemein nützlichen Werk für jeden Heimatfreund. Wer den Band bis zum 15. Dezember vorbestellt, kann ihn für 7,50 DM (zuzüglich Versandkosten) erhalten. Nach diesem Zeitpunkt kostet er neun DM. Bestellungen an die „Vertriebsstelle landeskundlicher Schriften des Niedersächsischen Amtes für Landesplanung und Statistik“, Hannover, Bertastraße 1 bis 2, oder an den Schriftleiter.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 6,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzzen & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postscheckkonto 136 96. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Lange Straße 7.